KBA 2446

Eidgenossen – Zeitgenossen

Karl Barth

Karl Barth gehört zu den berühmtesten Zeitgenossen. Selbstverständlich kann auch er es an Berühmtheit nicht mit Clark Gable oder Spencer Tracy aufnehmen. Kinohelden, Tenöre, Boxer und Generäle sind eben eine Klasse für sich, und mit dieser Klasse kann keiner, der sich im Bereich des Geistes eine Geltung verschafft hat, ernsthaft konkurrieren. Wem aber geistige Werte etwas bedeuten, der weiss, dass der Name Karl Barth einen hellen Klang hat, und dass im Ausland, wenn von der geistigen Leistung der Schweiz gesprochen wird, Barths Name an erster Stelle genannt wird. Barth ist indessen nicht nur berühmt, sondern bis auf den heutigen Tag auch heftig umstritten. Es gibt Menschen, die derart in seinem Bann stehen, dass sie sich über irgend etwas nur dann so richtig zu äussern wagen, wenn sie wissen, was Barth selber dazu gesagt hat. Namentlich unter der jüngern Theologengeneration gibt es bestimmte Gruppen, die ihm förmlich verfallen sind. Nicht nur in Deutschland, wo das Bedürfnis nach Führung bekanntlich unbeschreiblich gross ist, und wo Tausende froh sind, wenn sie selber nicht zu denken brauchen, weil ein anderer für sie denkt, sassen die Jünglinge um den Meister geschart und betrachteten jedes Wort, das von seinen Lippen fiel, als eitel Gold, auch in der nüchternen Schweiz wirkt Barth auf viele fast unheimlich faszinierend. Daneben gibt es aber überall, und namentlich auch bei uns, viele andere, bei denen bloss die Erwähnung dieses Namens grösstes Unbehagen, ja Zorn und Wut auslöst. Diese Leute sehen in Barth einen gefährlichen Querkopf oder einen finstern Orthodoxen, der, jeder Lebensnähe ausweichend, dicke, von mittelalterlichem Geist getragene Bände dogmatischen Inhalts herausgibt, oder einen politischen und religiösen Reaktionär, der direkt mitschuldig ist an der Wandlung Europas von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität hin. Für unsre Regierung und unsre Zensoren ist er zudem ein recht gefährlicher Englandfreund, der immer Vorträge halten will, und der in seinen Vorträgen immer wieder so peinliche Sachen sagt, dass nichts anderes bleibt als über Teile dieser Vorträge Feigenblätter zu kleben oder sie ganz zu verbieten. Denn auch das gehört zu ihm, dass er seine Vorträge immer gleich drucken lässt.

Es ist nun nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes dem Phänomen Barth auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Es ist indessen kaum möglich, dass einer, der zugleich so sehr geliebt und gehasst, verehrt und geschmäht, in den Himmel erhoben und in die Hölle verdammt wird, dem Leben fernstehen sollte. Und wir finden den Schlüssel zu Barths Wesen wirklich am ersten, wenn wir sein ganzes Werk, die dickleibigen bereits vorhandenen und hoffentlich bis zur Vollendung erscheinenden Bände seiner Dogmatik eingeschlossen, als ein unermüdliches Ringen um Lebensnähe und Wirklichkeit betrachten.

Barth ist der Sohn des Theologieprofessors Fritz Barth, der von 1889 bis 1912 an der Berner Fakultät wirkte. Er wurde 1886 in Basel geboren. Als junger Pfarrer vertrat er in Safenwil den religiösen Sozialismus und machte den Fabrikherren in seiner Gemeinde viel Verdruss. Bald aber machte ihn sein gefühlsmäßiger Sozialismus selber verdriesslich. Er wurde den Eindruck nicht los, dass er mit seinem religiösen Sozialismus in der Luft stehe. Statt nun, was auch möglich gewesen wäre, sich über die wirtschaftlichen Dinge grössere Klarheit zu verschaffen und hier nach festerem Grund zu suchen, begann Barth ein intensives Bibelstudium. Die Bibel war das Buch, das er Sonntag für Sonntag auf der Kanzel und in der Kinderlehre auslegen und das er bei Trauungen und Beerdigungen und in der Unterweisung verkündigen sollte. Wollte er als Pfarrer weiterwirken, so musste ihm dieses Buch zu einer bessern Erfassung der Wirklichkeit helfen. Namentlich der Römerbrief des Apostels Paulus hatte es ihm angetan. Er studierte ihn zusammen mit seinem Freund Thurneysen und gab im Jahre 1919 eine höchst eigenwillige, der landläufigen Theologie grimmig den Fehdehandschuh hinwerfende Auslegung dieses Briefes heraus. Und nun hob bald einmal beides an, die Verhimmelung und die Verlästerung. Ein deutscher Pastor erklärte, er könne erst recht predigen, seit er Barths Römerbrief gelesen habe. Es hagelte begeisterte Urteile. Es hagelte aber auch Verdikte. Die würdigen zünftigen Professoren nahmen dem jungen Mann seine Unbekümmertheit höchst übel, und landläufig wurde Barth zunächst zu einem sonderbaren Theologen gestempelt, der in einem Buch mit ellenlangen, komplizierten Sätzen dem Menschen jede Würde, jedes Ansehen und jede Geltung geraubt habe, um auf solche Weise den Ruhm Gottes zu verkündigen.

Das Buch machte indessen Schule. Barths Theologie erhielt ihre Etikette und wurde fortan dialektische Theologie genannt. Barth erhielt einen Ruf als Professor für reformierte Theologie nach Göttingen, kam von dort nach Münster und Bonn und kehrte schliesslich in sein Heimatland zurück, als er dem nationalsozialistischen Deutschland nicht mehr tragbar erschien, um in seiner Geburtsstadt Basel weiter zu lehren und zu wirken. Er hatte einen weiten Weg zurückgelegt, als er sich wieder in Basel niederliess. Seine Auslegung des Römerbriefes war, wie er es selber im Vorwort zur ersten Auflage angekündigt hatte, nur Vorarbeit gewesen. Die Beschäftigung mit den Reformatoren hatte ihn aus einem theologischen Revoluzzer zu einem stupend belesenen, soliden Dogmatiker gemacht. Die Frage nach der Wirklichkeit hatte ihn nicht losgelassen. Die Antworten, die er sich im Buch über den Römerbrief gegeben hatte, waren ihm mehr und mehr zu höchst vorläufigen Antworten geworden. Er blieb ein Kämpfer, und er schüttelte, wenn es sein musste, auch ehemalige Weggenossen dieser Römerbriefzeit mit der gleichen Unbekümmertheit ab wie er seine religiös-sozialen Pflegeväter abgeschüttelt hatte, ohne sich immer genügend Rechenschaft über die Wunden zu geben, die er da schlug.

Er wäre indessen wohl mehr und mehr ein theologischer Fachmann geworden, der auf seinem Gebiet eine gewiss höchst notwendige Arbeit verrichtete, der aber doch im grossen und ganzen einfach in seinem Gebiet aufgegangen wäre, wenn nicht die äussern Geschehnisse immer nachdrücklicher an seine Studierstube geklopft hätten. Als er im Jahre 1927 die Prolegomena zur christlichen Dogmatik unter dem Titel «Die Lehre vom Worte Gottes» herausgab, widmete er im Vorwort seinen bisherigen Freunden, die schwer daran trugen, ihn nun auf dem Weg eines Dogmatikers zu treffen, folgende Worte: «Sie werden vielleicht klagen, dass dem Frühling der ‚reformatorischen Botschaft', den sie vor sechs Jahren ein wenig laut feiern zu dürfen meinten, ein bedenklicher scholastischer Herbst allzu schnell gefolgt und ich wohl gar mein theologischer Epigone geworden sei. — Was soll ich ihnen antworten? Blicke ich auf meinen Weg zurück, so komme ich mir vor wie einer, der, in einem dunklen Kirchturm sich treppaufwärts tastend, unvermutet statt des Geländers ein Seil ergriffen, das ein Glockenseil war und nun zu seinem Schrecken hören musste, wie die grosse Glocke über ihm soeben und nicht nur für ihn bemerkbar angeschlagen hatte. Er hatte das nicht gewollt und er kann und wird das nicht wiederholen wollen. Er wird, betroffen über das Ereignis, so behutsam als möglich weiter steigen ... Ich war und bin ein gewöhnlicher Theologe, dem nicht das Wort Gottes, sondern bestenfalls eine ‚Lehre vom Worte Gottes' zur Verfügung steht, fühle mich weder berechtigt noch verpflichtet dazu, in der Prophetengebärde, in der Haltung des Durchbruchs zu verharren, in der mich offenbar einige einen Moment lang erblickt haben und in der sie mich nun immer wieder erblicken möchten zu ihrer Freude und Tröstung.»

Nun, Barth ist dann doch noch dazu gekommen, das Glockenseil ganz bewusst wieder zu ergreifen und vom Kirchturm aus Sturm zu läuten. Der Sieg des Nationalsozialismus zwang ihn zum Kampf auf der Bühne des Lebens. Barth ging auch hier Schritt für Schritt vor. Im 1. Heft der «Theologischen Existenz», jener Schriftenreihe, die er da herauszugeben begann, billigte er dem Nationalsozialismus noch vieles zu, das er ihm heute nicht mehr zubilligt. Barth war einer der Führenden im deutschen Kirchenkampf. Und als das Reich ihn hinauswarf und er wieder in der Schweiz war, sah er, dass auch hier nicht alles zum besten stand, und er musste auch hier mehr und mehr die Sturmglocke läuten. Er wurde zu einem jener wenigen, die nicht nur von geistiger Landesverteidigung schwätzen, sondern diese Verteidigung gegen den totalitären Geist auch führten. Darum war er denn auch sofort ganz zuvorderst in der Reihe derer zu finden, die den Offiziellen unsres Landes unbequem und unbehaglich sind. Es ging so weit, dass der bernische Regierungsrat Barth verbot, einen Vortrag in geschlossenem Kreis auf Berner Boden zu halten, allerdings erst nachdem zwei fromme Berner, beide Mitglieder von Kirchgemeinderäten, die Regierung mehr oder minder darum ersucht hatten. Das waren zwei Männer, denen die Theologie Barths schon deshalb von jeher ein Greuel gewesen war, weil sie sie nicht verstanden und deren fromme Gesinnung durch das Niedersteigen Barths in die politische Arena erst recht beleidigt war. Denn ihrer Ansicht nach hat Religion mit Politik nichts zu tun.

Nun haben freilich nicht nur Gegner Barths es schwer verwinden können, dass er sich so deutlich zu den politischen Fragen geäussert hat. Auch begeisterte Anhänger, die in seiner Theologie etwas gefunden zu haben glaubten, das sie ruhig und unbehelligt am Weltgeschehen vorbeiträumen liess, lebten nicht gerade gut daran. Es ist aber das beste Zeugnis für Barth, dass ihn auch das weder störte noch hinderte, und dass er unbekümmert um jede allfällige Fahnenflucht bisheriger Getreuer das tat, was ihm gerade von seinem Glauben aus notwendig und richtig erschien. Wir hoffen sogar, dass eines Tages seine religiös-soziale Vergangenheit sich in ihm wieder in der Weise melde, dass er nicht nur zu den politischen Fragen, sondern zu den noch viel wichtigeren wirtschaftlichen Fragen ebenso klar und eindeutig Stellung nehmen werde. Schliesslich ist ja der ganze politische Greueltanz, der sich vor unsern Augen abspielt, nur ein Marionettentheater, das von viel gefährlicheren wirtschaftlichen Mächten aus dem Hintergrund gelenkt wird. Wir meinen dabei nicht, dass Barth jetzt noch Volkswirtschaft studieren und sich dann für irgendeines der volkswirtschaftlichen Systeme entscheiden müsse. Aber wir meinen, dass er der Mann wäre, um das zu tun, was andere nicht zu tun wagen, und was auch seine Jünger erst wagen werden, wenn er es gewagt hat. Wir meinen, dass er unbekümmert um alle Sachverständigen und Fachleute das zur Sprache bringen könnte, was die Bibel zur Wirtschaft sagt, und dass ihm gerade von der Bibel her die wirtschaftliche Wirklichkeit in ihrer Not und Verheissung aufgehen könnte. Es wäre ein neuer Schritt in die Wirklchkeit hinein, in jene Wirklichkeit, die Barth gesucht und vielfach in gültiger Weise gefunden hat, sich selber und vielen andern zum Trost und zur Hilfe.

E. B.

Christlicher Glaube und Politik

Als ich einmal einen Mann meiner Gemeinde besuchte, der den Austritt aus der Kirche gegeben hatte, und ich ihn nach seinen Gründen fragte, erklärte er mir, in unsrer Kirche werde zuviel politisiert. Politik und Evangelium hätten nichts miteinander zu schaffen. Daraufhin fragte ich ihn, was er von Zwingli halte. Nun, antwortete er, Zwingli sei ein grosser Reformator gewesen. Als ich ihm dann aber auseinandersetzte, dass Zwingli sehr viel Politisches verkündigt habe, weil es ihm aus der Bibel gewiss geworden sei, dass Christus seinen Herrschaftsanspruch auch auf Wirtschaft und Politik aufrecht erhalte, antwortete er mir unwirsch, das seien damals ganz andere Zeiten gewesen.

Das ist nun einmal die übliche Art, abzuschütteln, was einem nicht passt. Theologen, denen die Haltung der Bibel gegenüber dem Zins ein Aergernis ist, sagen, das seien eben ganz andere Zeiten gewesen. Nazis, die Luther als den deutschen Mann feiern, und die ihn in seinen politischen Aussagen brauchen, wo sie können, antworten in bezug auf jenen politischen Luther, den sie nicht brauchen können, genau so. Und Pétain, der zuerst nicht klerikal genug sein konnte, wird jetzt, da die Bischöfe und der Papst gegen die Deportationen der Juden aus dem unbesetzten Frankreich protestieren, wohl auch denken, vor zwei Jahren seien eben andere Zeiten gewesen, und es gelte ja nur durch alle Zeiten, die Ehre Frankreichs zu verkünden.

In den vom Zwingli-Verlag herausgegebenen Hauptschriften *Zwinglis* ist ein neuer Band herausgekommen, «*Zwingli, der Theologe, I. Teil*», und er enthält die erste Hälfte des Kommentars über die wahre und falsche Religion. Er bietet die erste genaue und vollständige Uebersetzung dieser im Original lateinischen Hauptschrift Zwinglis. Es geht darin um die theologische Auseinandersetzung des evangelischen mit dem katholischen Glauben, also um Theologie im engern Sinn, also, wenigstens nach heutigen Begriffen, um etwas, was das Tagesgeschehen nicht gerade berühren müsste. Zudem ist die Schrift Franz I. von Frankreich gewidmet, und man könnte vermuten, Zwingli würde hier wenigstens gewisse Dinge lieber verschweigen, um sich den Potentaten geneigt zu machen. Weit gefehlt. Mit unbekümmerter, demokratischer Biederkeit spricht er zum König: «Du siehst, allerchristlichster König, dass fast alle Fürsten Unruhe und Aufruhr stiften und in ihrer Torheit Fehler begehen, wie die Trojaner, als sie einem vor Liebe rasenden und glühenden Jüngling folgten und die Griechen, als sie jene Hure zurückholten. Sehen wir denn nicht, wie die törichten Völker und Könige wüten und unruhig sind? Sehen wir denn nicht, dass das arme Volk büssen muss für das, was die Könige sündigen?» Auch in der Schrift selber lässt es Zwingli nicht an Seitenblicken aufs Tagesgeschehen fehlen, und man könnte gelegentlich meinen, er habe nicht seine katholischen Ggener, sondern Leute wie jenen Kirchenaustritts-Kandidaten im Auge, wenn er z. B. sagt: «Derartiges kommt heute öffentlich vor, wo nicht nur manche Bischöfe, sondern auch schon manche Fürsten solche Gesetze geben: ‚Wir wollen, dass das Evangelium gepredigt werde, aber wörtlich, so dass man nichts erkläre oder vergleiche.' Offenbar rechnen sie damit, dass, wie oben gesagt, viele Menschen aus ihrem eigenen Verstand über nichts nachdenken, dass sie aber, wenn du ihnen Anlass zum Nachdenken gibst, die Sache bald verstehen und den falschen Glauben von der wahren Religion unterscheiden. Das würde ihnen grossen Schaden bringen ... Was heisst das anders als den Kindern ganze Nüsse vorlegen? Da sie zu dem Kern nicht durchzudringen vermögen, lecken sie an der Schale, bis sie aus Ueberdruss den Kern mitsamt der Schale wegwerfen.»

Was an Zwinglis Zeit anders war als heute, das ist nur der Umstand, dass die junge evangelische Kirche gerade auch den Oeffentlichkeitsanspruch des Evangeliums geltend machte und dass die Gemeinden die Prediger darin nicht hinderten, sondern unterstützten. Später fiel dann allerdings die Kirche in jenen religiösen Individualismus zurück, der aus der Frömmigkeit eine ganz private Sache machte und nur noch die Beziehung der Seele zu Gott, nicht aber den Bruder kennen wollte. An einer norwegischen Studententagung erklärte ein Student: «Um ein christliches Leben führen zu können, brauchen wir keine andern Menschen; ich könnte genau so gut ein Christ sein, wenn ich einsam im Hardangerhochland sitzen würde.» In der nun auch in deutscher Uebersetzung im Evangelischen Verlag Zollikon herausgekommenen Schrift «*Einsamkeit und Gemeinschaft*» geht der durch den Kirchenkampf bekannt gewordene tapfere *Bischof Berggrav* von dieser Aeusserung aus, um auf eine feine Weise das isolierte, einseitige Christenleben zu bekämpfen und die Gemeinschaft zu verteidigen. Wäre Berggrav der Meinung jenes Studenten gewesen, dann hätte er kaum jenen Kampf führen können, den alle Welt mit Bewunderung verfolgt, soweit sie wenigstens an Menschlichkeit und Freiheit glaubt. Ein kurzer biographischer Abriss, der dem Büchlein beigegeben ist, zeigt, wie Berggrav nicht um zu politisieren, sondern um dem Herrn der Kirche gehorsam zu sein, in diesen Kampf hineingeriet.

Die Zeit sorgt indessen selber dafür, dass den Träumern von der Art jenes norwegischen Studenten die Augen aufgehen müssen, und es ist nicht von ungefähr, dass sehr viele Broschüren religiösen Inhalts immer deutlicher den Herrschaftsanspruch Christi vertreten. Im Juni fand in Vindonissa ein protestantischer Volkstag statt, an dem Regierungsrat *Ludwig* aus Basel über das Thema sprach: «Was erwartet unser Volk von seiner Kirche?» während Pfarrer *Farner* aus Zürich das Thema behandelte: «Wie rüstet sich die Kirche für den Notfall?» Beide Ansprachen sind in einer Broschüre enthalten, die den Titel trägt: «*Das Gebot der Stunde*» (Ev. Verlag Zollikon). Ludwig trägt noch Eierschalen des privaten Christentums. Regierungsräte lieben es bekanntlich einstweilen noch nicht, wenn die Kirche sie zu direkt anspricht, und noch weniger die Bundesräte. Ludwig meint, es genüge, wenn die Kirche jedem einzelnen Helfer, Wegweiser, Wächter und Warner sei. Dadurch werde sie es automatisch auch für die Gesamtheit und für den Staat. Abgesehen von dieser noch allzu sehr an die Vergangenheit erinnernden Aengstlichkeit enthält sein Vortrag aber doch ein deutliches Bekenntnis zum Oeffentlichkeitsanspruch des Evangeliums, und Farner spricht mit grosser Frische und Deutlichkeit. Dieselbe Frische und Deutlichkeit ist in einem Vortrag *Karl Barths*, «*Die christliche Gemeinde in der Anfechtung*» (Verlag Gaiser & Haldimann, Basel). Dieser Vortrag ist etwas vom Besten, Schönsten und Notwendigsten aus Barths Feder. Wollte man mit Zitieren anfangen, so würde man nicht fertig. Ich empfehle ihn als eine der Schriften, die man gelesen haben muss. *(Schluss siehe Seite 4.)*